

– Working Paper Series –

**Autobiografisch narrative Interviews -
(k)ein Erhebungsformat für Menschen mit kogniti-
ver Beeinträchtigung?**

Jahr der Veröffentlichung: 2014

Arbeitsgebiet: Sozialpädagogik

Christine Demmer

Inhalt

1. Einleitung	S. 3
2. Das autobiografisch narrative Interview – eine ‚exklusive‘ Methode?	S. 4
3. Überlegungen zu Anforderungen in der Interviewsituation an die Befragten	S. 5
4. Menschen mit so genannter kognitiver Beeinträchtigung im Forschungsfokus: ihr Antwortverhalten	S. 6
5. Die Befragung von Patricia Selbach. Methodische Umsetzung und kritische Ein- schätzung	S. 10
6. Zusammenfassung/Fazit	S. 17
7. Literatur	S. 18

Christine Demmer

Autobiografisch narrative Interviews - (k)ein Erhebungsformat für Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung?

1 Einleitung

Autobiografisch narrative Interviews fungieren in biografieanalytischen Studien als etabliertes Erhebungsformat. Dies gilt jedoch nicht uneingeschränkt, denn im Hinblick auf bestimmte Personen wie Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung stellen sie ein kaum oder lediglich modifiziert verwendetes Erhebungsinstrument dar. In meinem Dissertationsprojekt zu biografischen Bildungsprozessen von Frauen wurde ein solches Erhebungsformat explorativ entwickelt und an einer Befragung erprobt, was im Folgenden vorgestellt und diskutiert werden soll.

Zunächst wird die Frage nach der Exklusivität von autobiografisch narrativen Erhebungen gestellt. Nicht nur für die Forschung zu Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung, sondern auch für die Kindheitsforschung wird in der Literatur eine eingeschränkte Passung zum besagten Befragungsinstrument angenommen. Dies wird u. a. aufgrund einer möglichen Diskrepanz von für die Befragung erforderlichen und bei den zu Befragenden tatsächlich ausgeprägten kognitiven Voraussetzungen begründet. Da Kinder bisher in größerem Umfang als kognitiv beeinträchtigte Menschen in erziehungswissenschaftlicher Forschung unter narrativen Zugängen berücksichtigt worden sind, wird auch auf Einschätzungen zu ihrer Befragung zurückgegriffen (1). Anschließend wird dargelegt, welche Anforderungen das autobiografisch narrative Interview an Befragte stellt (2). Diese Implikationen verhalten sich überwiegend diametral zu den Zuschreibungen an „kognitive Behinderung“. Methodische Ergebnisse zur Befragung von Menschen mit kognitiver Behinderung werden vertieft (3), bevor jene in die Beschreibung und kritische Reflexion meiner eigenen methodischen Umsetzung überführt werden (4). Dabei geht es weniger um eine inhaltliche Auswertung des geführten Interviews als um die methodische Konzeption.

2 Das autobiografisch narrative Interview – eine ‚exklusive‘ Methode?

Inwiefern das autobiografisch narrative Interview ein adäquates Erhebungsformat für Kinder und Jugendliche darstellt gilt als umstritten. In ihrer Untersuchung zur Statuspassage Kindheit – Jugend untersuchen Krüger u. a. Anfang der neunziger Jahre als Pioniere zwölfjährige Kinder autobiografisch narrativ. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass die Kernerzählungen der Jungen und Mädchen relativ kurz ausfallen, häufig eine Art „institutionelle Ablaufgeschichte“ (Krüger u. a. 1994, S. 231) darstellen und stellenweise Plausibilitätslücken aufweisen. Daher nehmen der Rückgriff auf erhobene Nachfrageteile sowie die Analyse tieferliegender Sinnschichten bei der Auswertung einen wichtigen Stellenwert ein (vgl. ebd.). Lebensgeschichtliches Erzählen, so die AutorInnen, sei erst ab einem gewissen Alter bzw. einem gewissen Entwicklungsstand möglich. Zudem weisen sie darauf hin, dass Kinder deutlich weniger Erfahrung im

Erzählen ihrer Biografie haben, da sie erst auf eine relativ kurze Lebenszeit zurückblicken können und von Erwachsenen eher nach zukunftsbezogenen Perspektiven gefragt werden als nach retrospektiven. Die meisten Kinder sahen sich daher in der Interviewsituation mit einer gänzlich neuen Aufgabe konfrontiert (vgl. ebd., S. 226f.).

Fuhs bezeichnet qualitative Befragungen von Kindern insgesamt als „schwierige[n] Methode“ (Fuhs 2000, S. 87, C.D.) und ob im Speziellen das narrative Interview für die Befragung von Kindern geeignet ist, fasst auch Heinzel als „umstritten“ (Heinzel 2003, S. 403) zusammen. Um das kindliche Erzählen zu begünstigen werden angemessene Erzählimpulse diskutiert, die von einer Art Traumreise (vgl. Behnken u. a. 1991, S. 27) bis hin zu kurzen und möglichst prägnant formulierten Erzählaufforderungen reichen (vgl. Krüger u. a. 1994, S. 229). So wird trotz kritischer Einschätzungen und Verweise auf entwicklungspsychologische Voraussetzungen das Potenzial von kindlichen (biografischen) Erzähltexten betont (vgl. Fuhs 2000, S. 100). Krüger u. a. resümieren:

„Das Erzählen einer Lebensgeschichte hängt unseres Erachtens nicht davon ab, ob die Erzählenden bewusst ein Konzept von Biographie ausgebildet haben, sondern erfahrenes Leben und die Fähigkeit darüber zu erzählen, reichen aus, um eine biographische Lebensgeschichte hervorzubringen“ (Krüger u. a. 1994, S. 226).

Die Bedenken hinsichtlich narrativer Befragungen mit Kindern – und teilweise auch noch mit Jugendlichen – gelten in erheblichem Maße auch für Menschen mit so genannter kognitiver Behinderung. Insgesamt lässt sich empirische Forschung und im Besonderen biografische Forschung im Kontext dieser Beeinträchtigung als ein im deutschsprachigen Raum sehr kleines Forschungsfeld beschreiben (vgl. Janz/Terfloth 2009, S. 9ff.), das sich überhaupt erst etablieren konnte, nachdem sich in der Behindertenpolitik ein Paradigmenwechsel vollzogen hatte. Dieser zielte darauf ab, soziale Teilhabe und Empowerment an die Stelle von Sonderbehandlungen und sozialer Separierung zu setzen. Mit dem Anspruch der Deinstitutionalisierung entwickelten sich zahlreiche neue Wohn- und Unterstützungsformen, in denen das Verhältnis von Betreuern/Professionellen und Menschen mit Unterstützungsbedarf neu definiert wurde. Es galt – und gilt nach wie vor – dem in der Regel bestehenden Abhängigkeits- und Hierarchieverhältnis insofern entgegenzuwirken, als dass Menschen mit Behinderung als selbstbestimmte ExpertInnen der eigenen Lebenssituation ernst zu nehmen sind und somit das Verhältnis zwischen ihnen und Professionellen als eines von Anbieter sozialer Dienstleistungen und Nutzer zu bestimmen ist (vgl. Perry 2004, S. 116ff.). Diese Wandlung jedoch impliziert die Auseinandersetzung mit den Perspektiven der NutzerInnen, sie müssen nach persönlichen Vorstellungen und Zufriedenheit befragt werden. Dementsprechend lassen sich viele Studien mit Menschen mit (kognitiver) Behinderung in den Kontext von erfasster Lebensqualität einordnen, die u. a. im Hinblick auf evaluative Prozesse zu sozialen Dienstleistungen und Wohnformen erhoben wurden (vgl. z. B. Schäfers 2008, Horst 2006, Dworschak 2004, Hagen 2001). Weitere Studien, die thematisch näher an der Fragestellung meiner Arbeit anzusiedeln sind, beschäftigen sich mit verschiedenen Aspekten der Identität(sentwicklung) und des Selbstkonzepts (vgl. Langner 2009, Schuppener 2005, Fischer 2003, Giese/Hofmann/Overbeck 2002, Wagner-Willi 2001, Pixa-Kettner/Bargfrede/Blanken 1996).

Nähern sich diese Untersuchungen ihrem Gegenstand mittels Befragungen, so arbeiten sie mit weniger offenen Formaten als dem autobiografisch narrative Interview, z. B. mit Leitfadeninterviews, halbstandardisierten Interviews oder themenzentrierten biografischen Befragungen (vgl. Langner 2009, Wenckel 2008, Fischer 2003, Friske 1995, Pixa-Kettner 1996). Gemäß meines Informationsstandes existiert nur eine Arbeit, die konsequent autobiografisch befragt: Lisa Engelmeyer interviewt Mitglieder der People-First-Bewegung und untersucht die zustande gekommenen Interviews auf das Entwickeln von Handlungsfähigkeiten (vgl. Engelmeyer 2005). Als Merkmale ihrer Interviews kennzeichnet sie „lange Pausen [...], das Nicht-Eingehen auf eine Fragestellung, [...] schwer nachvollziehbare Themenwechsel, eine impulsive Darstellung, schwer verständliche Syntax und/oder Semantik“ (Engelmeyer 2005, S. 20). Dies veranlasst die Interviewerin zu mehrmaligen verbalen Hilfestellungen in Form von vorsichtigen Formulierungsangeboten, so dass die Interviewerin an manchen Stellen von der üblichen Rolle der reinen ZuhörerIn abweicht. Im Hinblick auf erzählanalytische Implikationen kommt sie zu dem Ergebnis, dass die Interviews aufgrund sprachlicher Auffälligkeiten schwierig auszuwerten waren. Sie weist jedoch ausdrücklich darauf hin, dass gerade das Sich-Einlassen auf sprachliche und formale Strukturen eine generell entscheidende Aufgabe der InterpretInnen darstelle, so dass dies kein Ausschlusskriterium narrativer Interviews in der Forschung mit kognitiv beeinträchtigten Menschen sein dürfe (vgl. ebd. S. 88).

Es ist deshalb genauer zu eruieren, weshalb sich autobiografisch narrative Interviews als Erhebungsmethode in Studien mit der benannten Personengruppe bisher nicht etablieren konnten. Welche Ansprüche stellen autobiografisch narrative Interviewsituationen an Interviewte und inwiefern sind diese (nicht) mit den Zuschreibungen an Menschen mit kognitiven Beeinträchtigung vereinbar?

3 Überlegungen zu Anforderungen in der Interviewsituation an die Befragten

Erzählimpulse, die die Befragten zu einer autobiografischen Erzählung anregen sollen, beinhalten häufig die Aufforderung, „die ganze Geschichte des Lebens“ zu erzählen. So auch die von mir verwendete Erzählaufforderung. Dies stellt wörtlich genommen jedoch eine utopische Bitte dar, denn würde tatsächlich die gesamte Lebensgeschichte erzählt, handelte es sich um die Deckungsgleichheit von erlebter und erzählter Zeit. Die Befragten müssen antizipieren, dass die Interviewerin nicht unmittelbar meint, was sie sagt, sondern dass sie auf genau die Passagen der Lebensgeschichte abzielt, die dem eigenen Erleben nach repräsentativ für die umfassende Biografie stehen können. Die BiografInnen sind aufgefordert, aus der großen Fülle ihrer Lebenserfahrungen zu selektieren und zwar das, worauf die Interviewerin als ihr „Leben“ rekurriert. Sie benötigen daher eine Vorstellung von dem, was gemeinhin als das eigene Leben bezeichnet wird. Dass es dabei um subjektive Relevanzen geht, wird in Erzählaufforderungen meist mittels des Verweises deutlich, alles zu erzählen, „was persönlich wichtig ist“. Die Befragten müssen sich also nicht nur an Vergangenes zurückerinnern, sich zurückliegende Ereignisse, Erfahrungen, Emotionen etc. vergegenwärtigen, sie sind zudem aufgefordert, diese mit einer individuellen Einschätzung bzw. Wertung ihres Lebens zu verbinden. Erzählt werden soll, was subjektive Bedeutsamkeit für das eigene

Gewordensein erlangt hat. Jene Passagen gilt es jedoch nicht isoliert voneinander zu formulieren, sondern zu berichten, „wie eins zum andern gekommen ist“, d. h. offenzulegen „wie sich alles im Leben entwickelt hat“. Dies impliziert die Darstellung von Zusammenhängen temporaler (z. B. „und dann [...]“) und kausaler Art (z. B. „und weil [...]“, „und so bin ich [...]“). Von den Erzählenden wird erwartet, sich in Beziehung zum eigenen Gewordensein in ihrer konkreten Lebensumwelt zu setzen und dahingehend einen reflexiven Modus einzunehmen. Fritz Schütze geht davon aus, dass sich die Erzählenden ihrem „Erinnerungsstrom“ überlassen, welcher das Subjekt darin leitet, was erzählt wird (Schütze 1984, S. 80). Dabei treten sowohl reflexiv überformte (argumentative) als auch unbearbeitete, vorbewusste (erzählte) Textformen auf. In jedem Falls aber richten die BiografInnen ihre Erzählung an ein Gegenüber, das der Geschichte aufmerksam folgt – jedoch entgegen üblichen kommunikativen Situationen lange Zeit keine Nachfragen stellt. Für die BiografInnen gilt es, der ZuhörerIn das Erzählte verständlich zu machen und deshalb genügend, aber nicht zu viele Informationen zu liefern, Zusammenhänge im Geschehen aufzugreifen und der Lebensgeschichte eine erzähltypische Gestalt zu geben. Kallmeyer/Schütze sprechen hierbei von den „Zugzwängen“ des Erzählens (Kallmeyer/Schütze 1977, S. 162). Damit die lebensgeschichtliche Erzählung zu Ende gebracht wird, muss zudem die intensive Interaktionssituation ausgehalten werden, bei der die ungeteilte Aufmerksamkeit auf der Seite der Erzählenden liegt.

Autobiografisch narrative Interviews setzen demnach auf die Fähigkeiten der Befragten, Erlebtes zu vergegenwärtigen, selbstbezogen zu beurteilen und zu selektieren, dieses unter Einhaltung erzähltypischer Prämissen zu verbalisieren sowie generell auf die Fähigkeit zum Interagieren in einer außergewöhnlichen sozialen Situation. Auch Krüger u. a. 1994 fassen „kognitive Kompetenzen, ein Reflexionsbewußtsein und Sprachfertigkeit“ (Krüger u. a. 1994, S. 226) als notwendige Fähigkeiten für biografische Erzählungen auf. Zu diskutieren ist es meiner Ansicht nach, inwiefern ein Mindestmaß an Reflexivität Voraussetzung für lebensgeschichtliches Erzählen ist oder/und ob sie sich auch erst im Erzählprozess selbst entwickeln kann. Im Erzählen über die eigene Person, im Sich-in-Beziehung-Setzen zu sich und der Welt, drückt sich zumindest eine selbstbezogene Haltung aus.

4 Menschen mit so genannter kognitiver Beeinträchtigung im Forschungsfokus: ihr Antwortverhalten

Es lassen sich sicherlich weitaus mehr Implikationen und Merkmale einer autobiografisch narrativen Interviewsituation herausfiltern (vgl. auch Lucius-Hoene/Deppermann 2005, S. 17ff.). An dieser Stelle sollen die genannten Punkte ausreichen, um den Schluss zu ziehen, dass viele der implizierten Anforderungen den Zuschreibungen an Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung gegensätzlich gegenüber stehen. So beschreibt die ‚International Classification of Diseases‘ (ICD 10) der Weltgesundheitsorganisation (WHO) geistige Behinderung als „Intelligenzminderung“, die sich auf „Kognition, Sprache, motorische und soziale Fähigkeiten“ auswirkt. Wie ausgeführt wurde, sind Kognition, Sprache und auch soziale Fähigkeiten in unterschiedlichen Formen und Anteilen jedoch involviert bei der Produktion einer bestimmten Art von (biografischer) Erzählung.

Allerdings lassen sich auch Faktoren der sozialen Organisation als Ursachen für bruchstückhafte und unauswertbare Erzählungen denken, denn insbesondere das subjektive Urteilen und Bewerten der eigenen Lebensgeschichte wird dieser Zielgruppe häufig nicht zugetraut. Menschen mit kognitiver Behinderung weisen tendenziell gleichförmige Biografien auf, die in weiten Teilen von (sonder-)institutionell geprägten Lebensformen gekennzeichnet sind. Dies kann als Anzeichen dafür gesehen werden, dass ihnen eigene biografische Entwürfe und Entscheidungen zu einem großen Teil kaum ermöglicht bzw. abverlangt werden. Somit kann vermutet werden, dass Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung über ein geringeres Maß an biografischer Selbstbezogenheit, oder Biografizität wie es Alheit bezeichnet, verfügen (vgl. Alheit 2003) und sich so in ihren biografischen Erzählungen für Außenstehende Inkonsistenzen zeigen. Klaufuß konstatiert: „Sonderinstitutionen ermöglichen (nur) eine besondere Biografie“ (Klaufuß 2000, S. 4). Einerseits, so seine These, eröffnen sie Biografie, indem das Subjekt die Möglichkeit erhält, aus der eigenen Familie herauszutreten und sich wie alle anderen Menschen mit fremden Begegnungen auseinanderzusetzen. Andererseits sei die Normalität jener Einrichtungen eine begrenzte, was die Entwicklung von Autonomie beeinträchtigt (vgl. ebd.).

Ohne Frage ist es Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung gleichsam wie allen Menschen wichtig, ihrer Biografie Sinn zu verleihen, sich mit der erfahrenen Umwelt in Beziehung zu setzen und dadurch ein Verständnis für das eigene Gewordensein zu entwickeln. Diese sinnerzeugende, autobiografische Verknüpfungsleistung wird ihnen jedoch lediglich in Maßen abverlangt, wenn ihnen organisationsbedingt viele biografische Entscheidungen abgenommen werden, die in anderen Biografien Stellen markieren, welche zu biografischer Selbstbezogenheit und -positionierung auffordern. Dass Menschen mit kognitiver Behinderung Entscheidungen biografischer Tragweite in vielerlei Hinsicht nicht zugestanden werden, zeigen beispielsweise die in Heimen organisierte Unterbringung, das meist auf spezielle Werkstätten beschränkte Arbeitsfeld, Sterilisationen, die ohne Wissen der Betroffenen durchgeführt wurden oder die Unterbindung und Tabuisierung von kognitiver Behinderung und Partnerschaft/Sexualität. Haben Menschen mit kognitiver Behinderung in autobiografisch narrativen Gesprächssituationen daher weniger zu erzählen oder weisen ihre Erzählungen für Außenstehende nicht rekonstruierbare Sinnzusammenhänge auf, so können ihre kognitiven und sprachlichen Fähigkeiten nur als eine mögliche beteiligte Komponente gesehen werden. Ebenso ausschlaggebend erscheint ihr u. U. deutlich eingeschränktes Möglichkeitspotenzial zur Teilhabe an gesellschaftlichen Zusammenhängen. Mit Verweis auf die Fassung von Behinderung als sozial und kulturell konstruiertes Phänomen (vgl. Waldschmidt 2005) dürfte sich in ihren autobiografisch narrativen Erzählungen genau das widerspiegeln, was ihnen zugeschrieben wird. Anders formuliert: Die Bedenken und ggf. Befangenheiten von ForscherInnen, Menschen mit kognitiver Behinderung biografisch oder gar autobiografisch zu befragen, sind auch Ausdruck all jener Zuschreibungen und Organisationsformen und sorgen gleichzeitig dafür, dass sich diese für die beschriebene Personengruppe manifestieren. Ähnlich wie es Krüger u. a. in ihrer Untersuchung für Kinder feststellen, dürfte für Menschen mit kognitiver Behinderung gelten, dass sie es häufig nicht gewohnt sind, nach ihrem biografischen Gewordensein oder auch nach

Wünschen und Zukunftsperspektiven gefragt zu werden und die Interviewsituation daher für sie eine ungewöhnlichere Situation darstellt als für Menschen ohne Behinderung.

Dies wird deutlich, schaut man sich methodenbezogene Ergebnisse über Befragungen von Menschen mit kognitiver Behinderung an. Einige frühe Studien weisen darauf hin, dass die benannte Personengruppe auf Fragen mit einer Möglichkeit zu Ja-/Nein-Antworten zur Zustimmung neigt (Budd/Sigelman/Sigelman 1981, S. 305, Sigelman u. a. 1981, S. 57f.) und ihnen insgesamt ein begrenztes Antwortenrepertoire zur Verfügung steht (Parker u. a. 1997 zit. n. Hagen 2002, S. 294). Sigelman u. a. führen dies auf generelle Unsicherheiten im Antworten zurück sowie auf ein Antwortmuster im Rahmen sozialer Erwünschtheit: „[...] yes ist the socially desirable response“ (Sigelman u. a. 1981, S. 58). Weitergehend ist Laga der Auffassung, Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung verfügten weder über ausreichend „empathische, motivationale und kognitive Fähigkeiten“ (Laga 1982, S. 236) noch über ein ausreichendes Maß an „persönlicher Autonomie und an narrativer Kompetenz“ (ebd.), so dass dieser sie als „Prototypen des Nichtbefragbaren“ bezeichnet (ebd., S. 228). Laga, der Menschen mit kognitiver Behinderung mit einem auf narrative Sequenzen ausgerichteten Leitfaden befragt, führt diese Beobachtung u. a. auf ein frühes Sozialisationsdefizit zurück und verweist überdies auf die überwiegend separierten Alltagswelten von Menschen mit und ohne kognitive Behinderung. Diese implizierten nicht nur unterschiedliche Kommunikationsregeln, sondern auch Hierarchien, so dass symmetrische Interaktionen wie das narrative Interview für Menschen mit kognitiver Behinderung eine äußerst ungewohnte Situation darstellten (vgl. ebd., S. 227, 233).

Ohne dass Laga seine Beobachtungen hinsichtlich der Befragbarkeit von Menschen mit kognitiver Behinderung in einen gesellschaftskritischen Kontext stellt, deutet sich bereits die Wechselwirkung zwischen gesellschaftlichen Konstruktionen und Praktiken sowie (der Wahrnehmung) von Ergebnissen an. Auch wenn die Teilhabe an gesellschaftlichen Zusammenhängen von Menschen mit kognitiver Behinderung nach wie vor unterdurchschnittlich eingeschätzt werden muss, so gibt es heute deutliche Bestrebungen, ihre Mit- und Selbstbestimmung zu ermöglichen und sie als ExpertInnen ihrer eigenen Lebenssituation wahrzunehmen (vgl. z. B. Fornfeldt 2005, Klauß 2003, Haeberlin 1996, Rock 1996). Auch die Bedeutsamkeit von Biografizität für Menschen mit besonderen Förderbedürfnissen wird zunehmend berücksichtigt, was sich u. a. in Arbeiten und Ansätzen zur biografischen Arbeit als Handlungsmethode im heil- und sozialpädagogischen Kontext niederschlägt (vgl. z. B. Hanses/Ahlheit 2004, Lindmeier 2004, Ryan/Walker 2004). Dies ist insofern von Bedeutung, als dass Conroy/Bradley (1985) hinsichtlich Befragungen von Menschen mit kognitiver Behinderung zu dem Ergebnis kommen, dass die Häufigkeit des Auskunftgebens über sich und seine Bedürfnisse Einfluss auf die Antwortkonsistenz haben kann (vgl. Conroy/Bradley, 1985, S. 79). Und auch Sigelman/Winer/Schoenrock sind – allerdings mit Blick auf Ja/Nein-Antworten – der Auffassung: „Any training in question-answering should foster not only responsiveness but accurate responses“ (Sigelman/Winer/Schoenrock 1982, S. 124).

Mit diesem Ergebnis, das die Relevanz von Erfahrungsräumen für das Befragungsergebnis herausstellt, werden für qualitative Befragungen bei zunehmender Übung im Erzählen auch ein gesteigerter Umfang und eine zunehmende Elaboriertheit der Erzählung denkbar. Wenn Menschen mit kognitiver Behinderung

als in verbreiteten Maßstäben wenig kompetente biografische Erzähler wahrgenommen werden, so lässt dies eher Rückschlüsse auf gesellschaftliche Bilder und Praktiken zu, als auf die überaus heterogene Gruppe der so genannten Menschen mit kognitiver Behinderung. Zu diesem Ergebnis kommt auch Hagen, die in ihrer Studie lebensweltliche Sichtweisen von Menschen mit kognitiver Behinderung im Kontext einer institutionellen Neukonzeptionierung in den Blick nimmt. Hagen formuliert, dass die „konkreten lebensweltlichen Bedingungen für die individuellen Möglichkeiten zur Beurteilung der eigenen Lebensverhältnisse und das Vertreten eigener Ansichten“ (Hagen 2002, S. 395) eine entscheidende Rolle spielen und auch Menschen mit kognitiver Behinderung zu geeigneteren Gesprächspartnern werden, je mehr ihr lebensweltlicher Erfahrungs- und Wissenshorizont erweitert wird.

Wenn wir trotz teilweise widersprüchlicher empirischer Ergebnisse annehmen, dass sich in Befragungen mit Menschen mit einer kognitiver Behinderung Tendenzen zur Zustimmung bei Ja/Nein-Fragen offenbaren, dann ließe sich dieses Ergebnis aus kommunikationstheoretischer Perspektive weiterdenken. Zustimmung auszudrücken bedeutet im Kontext des sinnkonstituierenden Dialogs, einer Präferenzstruktur zu folgen, welche die Kategorie der präferierten Reaktionen auf einen sprachlichen Impuls darstellen (Müller 2001 S. 1207). Bei einer Einladung beispielsweise wäre dies die Annahme der Einladung im Gegensatz zur dispräferierten Möglichkeit der Ablehnung. „Die präferierten (unmarkierten) Folgeäußerungen weisen strukturell eine einfachere Struktur auf als die nichtpräferierten (markierten) Äußerungen [...]“ (ebd). In einer Befragung sind Zustimmungen demnach präferierte Antworten, da sie im Gegensatz zu negativen Äußerungen keine sozial üblichen Erklärungs- und Begründungszwänge mit sich ziehen.

Wenn Menschen mit kognitiver Behinderung also zu Zustimmungen neigen und sich somit zu einem erhöhten Maß an Präferenzstrukturen orientieren, kann man fragen, ob dies auch in offenen Befragungen wie dem narrativen Interview beobachtbar ist und falls zutreffend anhand welcher Merkmale. Hierzu wäre das Verhältnis der so genannten Erzählpflichten und den sinnkonstitutiven Präferenzstrukturen zu beleuchten. Erzählpflichten, wie sie von Kallmeyer und Schütze beschrieben werden, stellen Regeln innerhalb von Sachverhaltsdarstellungen dar, die in Gang gesetzt werden, wenn der Redner entlang der kognitiven Strukturen von Erzählschemata (Ereignisträger, Ereigniskette, Situationen und thematische Geschichte) für sein interessiertes Gegenüber Verständlichkeit seiner Geschichte erreichen möchte (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977, S. 162ff.) Bei einer Tendenz zu unmarkierten, präferierten Äußerungen wäre deshalb eine besondere Wirksamkeit der Erzählpflichten denkbar. Zumindest wäre in offenen biografischen Befragungen unter Annahme der Zustimmungstendenz eine besondere Gesprächskonformität im Sinne einer Ausrichtung auf den Erzählimpuls zu erwarten. Im Rahmen meiner Arbeit können diese Überlegungen jedoch nur angedeutet werden (vgl. 4), eine fundierte Weiterführung muss an anderer Stelle erfolgen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich in (autobiografischen) Befragungen von Menschen mit kognitiver Behinderung stets die Lebensumstände und Erfahrungsreservoirs der Befragten in den erhobenen Daten und im Erhebungsprozess widerspiegeln. Es gibt keine hinreichenden Gründe dafür, biografische Befragungen für Menschen, welchen u. a. das Merkmal „kognitive Behinderung“ zugerechnet wird,

per se als ungeeignet zu erachten. Vielmehr sind ForscherInnen herausgefordert, die besonderen Lebens- und Erfahrungsbedingungen ihrer ProbandInnen aufzugreifen und im Forschungsprozess geeignete Wege zu entwickeln, diese in eine biografische Befragung angemessen einzubinden. Als besondere Lebenserfahrungen so genannter kognitiv behinderter Menschen, die auf inhaltlicher sowie performativer Ebene in die Befragung und in die Befragungssituation einfließen können, gelten ein hoher Grad an Institutionalisierung und damit einhergehend Merkmale wie eine geringe Teilhabe und lediglich bedingte individuelle, biografische Entscheidungen, erhöhte Abhängigkeitsverhältnisse und zugespitzte Machtgefälle, aber auch Negativerfahrungen im Hinblick auf die eigene Person und eigene Leistungen sowie wenig Übung und Routine im Sprechen über eigene Bedürfnisse und über retro- und prospektive biografische Perspektiven. Im folgenden Abschnitt wird dargelegt, wie ich als Forscherin mit diesen Bedingungen umgegangen bin und die biografische Befragung von Patricia Selbach, einer 38-jährigen kognitiv beeinträchtigten Frau in einer betreuten Wohngruppe, strukturiert und umgesetzt habe. Die zugrunde liegenden methodischen Überlegungen werden vorgestellt und einer kritischen Einschätzung unterzogen.

5 Die Befragung von Patricia Selbach. Methodische Umsetzung und kritische Einschätzung

Die Befragung von Frau Selbach beinhaltete drei Sitzungen zusammen: dem Vortreffen, bei dem sie selbst sowie eine ehemalige Betreuerin anwesend waren, dem Termin der Befragung und dem Nachtreffen. Während ersteres und letzteres Treffen nur kurz thematisiert werden, liegt der Schwerpunkt auf der Vorstellung der eigentlichen Befragung, die sich aus drei Teilen zusammensetzte: der autobiografisch narrativen Kernbefragung, dem Lebensband mit Begriffskarten und einem Teilbereich der narrativen Landkarte.

Das Vortreffen

Das Vortreffen diente vorrangig einer ersten Kontaktaufnahme, die durch eine anwesende Vertrauensperson von Frau Selbach, eine ehemalige, pensionierte Betreuerin, gestützt wurde. Über sie war zuvor der Kontakt zu Patricia Selbach hergestellt worden. Bei dem Vorgespräch sollte Patricia Selbach die Gelegenheit haben, sich einen Eindruck von mir zu machen, um so einschätzen zu können, ob sie sich ein lebensgeschichtliches Interview mit mir vorstellen könnte. Auch mir als Forscherin wurden erste Eindrücke zuteil wie z. B. Patricia Selbachs Freude am Zeichnen und ihre Fähigkeit, einzelne Wörter und kurze Texte zu lesen und zu schreiben. Außerdem stellte sich die Beziehung zwischen Biografin und ehemaliger Betreuerin als eine sehr enge dar, bei dem die Professionelle einen erheblichen Anteil an den biografischen Eigentheorien ihrer Klientin zu haben schien. Im Einverständnis mit den beiden Frauen schaltete ich im Laufe des Vorgesprächs das Aufnahmegerät ein, mit der Erläuterung, bereits viele Vorinformationen zu erhalten, die für die Studie nicht verloren gehen sollten.

Aus diesen Eindrücken sowie aus Vorschlägen, die Buchner zum Befragen von Menschen mit kognitiver Behinderung liefert (vgl. Buchner 2008) resultierten Überlegungen für die Erhebung, die erst nach dem Vortreffen methodisch konzeptioniert wurde.

Die biografische Befragung

Die biografische Befragung setzte sich aus einem autobiografisch narrativen Interview und einem untergliederten, das übliche Verfahren modifizierenden Nachfrageteil zusammen, bei dem Erzählungen zum Lebensablauf sowie zu einzelnen Lebenssituationen auf unterschiedlichen Wegen durch Visualisierungen gestützt wurden (s. u.).

Für die autobiografisch narrative Befragung wurde dieselbe Erzählaufforderung verwendet wie für meine Befragungen von Frauen mit Körperbehinderungen. Gegen eine sprachliche Vereinfachung des Erzählimpulses sprachen sowohl mein persönlicher Eindruck von Patricia Selbach als auch die Annahme, dass eine „Vereinfachung“ und Reduzierung von Komplexität nicht zwangsläufig zu einem leichteren Verständnis führt (vgl. Lenzen 1999, S. 156). Zudem kommen Gromann/Niehoff-Dittmann aufgrund ihrer Untersuchung zu dem Ergebnis, dass Menschen mit kognitiver Behinderung durchaus anspruchsvolle Fragen verstehen können (vgl. Gromann/Niehoff-Dittmann 1999, S. 157).

Betrachtet man die lebensgeschichtliche Erzählung, die Patricia Selbach auf meinen Erzählimpuls hin formuliert, wird deutlich: Sie gehört zu den geübteren ErzählerInnen; es ist offensichtlich nicht das erste Mal, dass sie ihre Lebensgeschichte mitteilt. Dies wird an mehreren Stellen erkennbar. So tauchen im Vergleich zum Vortreffen wortgleiche Formulierungen auf, die nahe legen, dass Patricia Selbach für ihre Geschichte partiell eine sprachlich kanonisierte Form entwickelt hat. Mit Blick auf die faktischen Daten ihres Lebensablaufs, die häufige institutionsbedingte Ortswechsel beinhalten, und unter Berücksichtigung meiner Beobachtungen aus dem Vortreffen kann vermutet werden, dass eine solche Auseinandersetzung gemeinsam mit MitarbeiterInnen der aktuellen Einrichtung stattgefunden hat. Zudem besucht Frau Selbach eine Psychologin, so dass eine Auseinandersetzung mit ihrer Biografie auch im Kontext einer Psychotherapie erwartbar ist. Ein weiteres Merkmal des Interviews, das auf eine geübte Erzählerin hindeutet, ist das unvermittelte Einsetzen des Erzählens, nachdem die Erzählaufforderung erfolgt ist. Häufig findet man in anderen Interviews an dieser Stelle Rückfragen, metasprachliche Äußerungen (z. B. Räuspern), Verzögerungsphänomene, Anzeichen des Überlegens und/oder der Verunsicherung (z. B. ähm, mh) oder auch Aushandlungsstrategien (z. B. die Rückmeldung: „Uff, also Fragen wären mir jetzt lieber“). Auch im gesamten Interviewverlauf finden sich auffallend wenige sprachliche Füllsel bzw. sprachliche Indikatoren des Überlegens. Da ich meine Interviewpartnerin nicht explizit auf eine derartige Befragungsform vorbereitet hatte, verweisen ihr Erzähleinsatz und ihre Erzählweise auf hochgradige Erzählkompetenzen, die zu einem gewissen Teil durch Routine bzw. Übung entstehen können (s. o.). Diesen Sachverhalt gilt es zu berücksichtigen, wenn im Weiteren der Erhebungsprozess und die entstandenen Daten expliziert werden, da er einerseits erneut auf die Relevanz lebensweltlicher Erfahrungen für Befragungsmöglichkeiten hindeutet.

Bezogen auf die in Abschnitt 3 angestellten Überlegungen können die formalen Merkmale von Frau Selbachs Erzählung möglicherweise auch als Ausdruck einer besonderen Wirksamkeit der Zugzwänge des Erzählens gedeutet werden. Sie bemüht sich außerordentlich, ihre Erzählung an den Aufforderungen des Erzählimpulses auszurichten und verhält sich sehr gesprächskonform. Im Hinblick auf besonders belastete Lebensgeschichten ist damit allerdings zu diskutieren, inwiefern eine seelische Überforderung droht, wenn

aufgrund wirksamer Erzählwänge Erfahrungen versprachlicht und somit vergegenwärtigt und ggf. erneut durchlebt werden, die unter anderen kommunikativen Umständen aus Schutz vor emotionaler Überforderung nicht erzählt würden.

Patricia Selbachs biografische Kernerzählung, die sich zeitlich auf fünf Minuten erstreckt, gehört sicherlich zu den kürzeren lebensgeschichtlichen Erzählungen. Dementsprechend werden bestimmte biografische Zusammenhänge lediglich rudimentär detailliert und für Außenstehende nicht vollständig nachvollziehbar. Dies muss nicht als die Außerkraftsetzung des Detaillierungszwangs gedeutet werden, sondern kann auch für eine eingeschränkte Möglichkeit zur Perspektivübernahme sprechen. In dieser Lesart gelänge es Frau Selbach weniger als anderen GesprächspartnerInnen, sich auf die Perspektive der nichtwissenden ZuhörerIn einzustellen. Allerdings sind einige der nicht plausiblen, bruchstückhaften Passagen auf ihr persönlich unklare biografische Zusammenhänge zurückzuführen. Beispielsweise kann sie auch auf Nachfrage an späterer Stelle nicht erläutern, weshalb sie die achte Klasse nicht mehr besucht und sie ihre Schulbahn zu diesem Zeitpunkt in ihrem Erleben unfreiwillig abbricht. Die Generalisierungen verweisen zudem auf möglicherweise schmerzhaft Erfahrungen, die performativ daran sichtbar werden, dass die Biografin keine Personen individuell und als ihr nahe stehend beschreibt. Dies korrespondiert mit ihrem erfahrenen Mangel an konstanten und verlässlichen Bezugspersonen.

Die performativen Merkmale sowie der verhältnismäßig geringe Umfang der autobiografischen Kernerzählung können daher nicht per se als ein Spezifikum narrativer Erzählungen kognitiv behinderter Menschen gedeutet werden.¹ Patricia Selbachs Kernerzählung enthält alle wesentlichen Themen und Stationen ihrer Lebensgeschichte, wenngleich sie in verkürzter Form berichtet wurden, teilweise mittels kanonisierter Sprachwahl und darüber hinaus überwiegend ohne eine wertende Stellungnahme. Dem Nachfrageteil kam damit sowohl die klassische Funktion zu, weitere Erzählungen zu generieren und dabei genauere biografische Zusammenhänge sichtbar zu machen, als auch authentische, nicht standardisierte Erzählungen zu Lebenserfahrungen zu generieren, die nicht in der Gefahr der institutionellen bzw. professionellen Überdeckung stünden.

Der modifizierte Nachfrageteil – Lebensband und Begriffskarten

Das Lebensband ist vergleichbar mit einem Zahlenstrahl, der bei Patricias Geburt beginnt und an dem ihre Lebensjahre abgetragen werden. Er reicht über ihr aktuelles Alter hinaus, deutet also in die Zukunft und deckt somit sowohl retro- als auch prospektive Entwürfe ab. Die Begriffskarten wurden von mir vor dem Interview formuliert und zielten auf Lebensphasen („Baby“, „Kind“, „Jugendliche“, „Erwachsene“), mögliche Lebensbegleiter („Eltern“, „Geschwister“, „Freunde“, „wichtige Menschen“), lebenslauftypische Institutionen („Familie“, „Kindergarten“, „Schule“, „Arbeitsplatz“), übergeordnete zeitliche Verortungen („Vergangenheit“, „Gegenwart“, „Zukunft“) sowie auf die Strukturkategorien „Frau“ und „Behinderung“. Des Weiteren zielten Emotionskarten (z. B. „Freude“, „Stolz“, „Angst“, „Trauer“) auf emotionale Wertungen und Kontextualisierungen. In der Interviewsituation wurde Patricia von mir gebeten, sich Karten

¹ Tatsächlich findet sich in meinem weiteren Interviewmaterial eine noch kürzere Kernerzählung von einer Frau ohne kognitive Beeinträchtigung.

herauszusuchen, zu denen sie noch etwas erzählen wollte. Die Karten wurden ggf. auf dem Lebensband zeitlich verortet und an entsprechender Stelle abgelegt (vgl. Abb. 1).



Abb. 1: Lebensband Patricia Selbach

Dieses Vorgehen basierte auf der Überlegung, dass der üblicher Nachfrageteil eines narrativen Interviews, wie bereits der Erzählimpuls, auf eine rein sprachlich-abstrakte Ebene rekuriert. Im Gegensatz hierzu intendierte das Lebensband eine Veranschaulichung des Lebensablaufs sowie eine visuell gestützte zeitliche Orientierung. Anhand der abgetragenen Lebenszahlen sollte die chronologische Struktur der Biografie entfaltet und nachvollziehbar werden.

Geht man allerdings davon aus, dass Biografie insbesondere in Verbindung mit Ereignissen und Erfahrungen konstruiert wird, könnte das Lebensband als eine Aneinanderreihung ‚leerer‘ Zahlen jedoch auch eine weitere Abstraktion bedeuteten. Die Begriffskarten sollten somit die Funktion erfüllen, in einer sehr offenen Form und als Angebot formulierte, weitere Erzählimpulse zu setzen, die inhaltlich auf Ereignisse und Erfahrungszusammenhänge abzielten. Da die Begriffe im Vorfeld von mir ausgewählt wurden, stellen sie gleichzeitig eine Eingrenzung bzw. von mir gelenkte Fokussierung dar, was jedoch gleichermaßen für verbale Nachfragen gilt. Darüber hinaus wurden die vorformulierten Karten durch Blankokarten ergänzt, so dass Patricia Selbach selbst gewählte Impulse setzen konnte.

Das Potenzial der Begriffskarten liegt in der fokussierten, aber größtmöglichen Offenheit, welche in der Tat weitere umfangreiche Erzählungen generieren konnte. Das gemeinsame Agieren, die Arbeit mit den Karten, vermochte zudem die ungebrochene Aufmerksamkeit, die in der Regel auf der Erzählerin lastet, aufzubrechen. Auf dem Fußboden sitzend wurden Karten ausgebreitet, ausgewählt und hin und her geschoben. Auch das Nichtwählen von bestimmten Karten hätte zudem Rückschlüsse auf biografische Zusammenhänge erlaubt, was bei Patricia Selbach jedoch nur im Hinblick auf eine Karte indirekt zutrifft, da sie sonst sämtliche Karten kommentierte. Es ist die Karte ‚Familie‘, die sie aufgreift, aber mit dem Hinweis: „Also Familie würd ich schon amal nich nehmen, weil ich hab ja fast keine Familie so richtig kennen gelernt“.

Da die Kernerzählung von Frau Selbachs Lebensgeschichte einen hohen Sachlichkeitsgrad aufwies, boten die Emotionskarten in Verbindung mit den weiteren Begriffskarten die Gelegenheit, sich zu ausgewählten Ereignissen noch einmal wertend in Beziehung zu setzen. Ohne dass dies von mir geplant oder explizit angeregt war, entwickelt sich im Erhebungsprozess ein wiederkehrendes Verfahren: Die Biografin wählt eine Karte aus und umschreibt zunächst das darauf notierte Gefühl: „Un Stolz is, wenn de ganz stolz durch die Gegend läufst. [...] Dass man (..) einfach so weiter geht und stolz is und dir das gar nich so richtig so interessiert is was manches is, dass de ma mehr die Nase weit nach oben trägst oder so“. Nach der Bedeu-

tungsaushandlung, befrage ich sie daraufhin nach ihrer persönlichen Erfahrung mit diesem Gefühl: „Gibt es was, worauf du stolz bist?“ (Z. 890) Woraufhin Patricia überlegt:

„Also ich bin stolz, geschafft zu haben, dass ich hier ausziehe, dass ich meine eignen vier Wände dann habe, meinen Kram machen kann, da bin ich stolz //ja// (unverständlich, alles?) erreicht hab //mh// was ich erst am Anfang nicht gedacht hatte, dass ich das schaffen würde. Anfang hat ich immer gesacht: ‚Nee, ich bleib im Heim, ich geh nicht raus.‘ Un da hab ich dann doch gesacht: ‚Nee, dann gehste doch raus un, hast dich jetzt anders entschieden, deinen eigenen Weg zu gehen‘.“

Dieses Kommunikationsmuster ‚Definitions-aushandlung – Nachfrage nach persönlichem Bezug – persönliches In-Bezug-Setzen‘ etablierte sich im Laufe des Interviews und zeugt meiner Meinung nach erneut von Patricias Bemühen, meinen ‚Anforderungen‘ an sie nachzukommen. Mit der vorangestellten Definition stellt sie sicher, dass sie versteht, worauf ich abziele bzw. dass ich weiß, was sie unter dem entsprechenden Gefühl versteht, so dass wir einen gemeinsamen Kommunikationsfundament schaffen. Zudem bietet sie mir damit die Möglichkeit, einzugreifen, meine Intention zu konkretisieren und sie damit indirekt zu korrigieren. Damit scheint in dieser sich entwickelten Interviewstruktur zudem das typische Machtgefälle zwischen Interviewer und Interviewten durch.

Zusammenfassend lässt sich zur Befragung mit Lebensband und Begriffs- sowie Emotionskarten festhalten, dass auf diesem Wege die Kernerzählung deutlich detailliert und ergänzt werden konnte und sich neue Erzählpassagen entwickelten, die eigene innere Narrationsstrukturen aufweisen wie z. B. Hintergrundkonstruktionen. Die Emotionskarten generierten vornehmlich argumentativen Text, d. h. die bereits erwähnte Explikation der Begriffe. Belegerzählungen, die die benannten Gefühle wie im angeführten Beispiel zum Begriff „Stolz“ biografisch kontextualisierten, konnten hingegen nur punktuell generiert werden.

Der modifizierte Nachfrageteil – die narrative Landkarte als „Stegreifzeichnung“

Die narrative Landkarte stellt ein „Verfahren der visuellen Sozialforschung (Ethnographie) [dar], dessen Ziel es ist, persönliche Lebensräume von Befragten und deren subjektive Relevanz zu rekonstruieren“ (Lutz/Behnken/Zinnecker 2003, S. 414, Einf. C.D.). Dabei werden ProbandInnen gebeten, bestimmte Lebensräume aufzuzeichnen. In der Regel wird der Zeichenprozess von einer mehr oder weniger ausführlichen Erzählung begleitet, so dass als Datenmaterial Zeichenprozess und -produkt sowie die Begleiterzählung jeweils einzeln auswertbar sind und zudem Zeichen- und Erzählenden miteinander trianguliert werden können. Üblicherweise besteht die narrative Landkarte aus einem zweiteiligen Verfahren, von dem der zweite Teil Nachfragen der Forscherin zulässt, welche wiederum nachträgliche Zeichnungen generieren (vgl. ebd., S. 417ff). Da in meinem Interview die Zeichnung im Dialog entwickelt wurde und keine Zweistufigkeit des Verfahrens angestrebt wurde, soll die zweite Stufe des Verfahrens an dieser Stelle nicht vertieft werden.

Im Unterschied zur narrativen Landkarte, welche auf (halb-)öffentliche Räume Bezug nimmt, geht es bei dem narrativen Wohnungsgrundriss um den privaten Lebensraum (vgl. ebd., S. 415). Ihre Kernerzählung aufgreifend, bitte ich Patricia Selbach aufzuzeichnen, wie sie in der Psychiatrie gelebt hat, so dass es sich

hierbei um eine Mischform zwischen privatem und öffentlichem Raum und somit zwischen Landkarte und Wohnungsgrundriss handelt.

Die Ergänzung des narrativen Interviews durch eine Stegreifzeichnung ist durch mehrere Überlegungen motiviert: Zunächst ist das Verfahren der narrativen Landkarte mit Grundschulkindern erfolgreich erprobt worden (vgl. ebd. S. 414ff.) – ein Personenkreis dem wie Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung bedingte narrative Kompetenz zugeschrieben wird. Im Vorgespräch hat Patricia Selbach mir bereits ihre eigene Zeichensammlung gezeigt und betont, dass dies eines ihrer wichtigsten Hobbys ist, so dass ich ihre Affinität zum Verfahren annehmen kann. Es bietet damit nicht nur das Eingehen auf ihre persönlichen Interessen und Erfahrungsbereiche, sondern zudem eine Veranschaulichung anstelle rein verbal-abstrakter Nachfragen. In Frau Selbachs Biografie nehmen die zahlreichen Lebensorte, zu denen sie von anderen Menschen „rumgereicht“ (Z. 213) wird, einen hervorgehobenen Stellenwert ein. Die zeichnerische Auseinandersetzung mit fokussierten Lebensorten birgt deshalb für Patricias Biografie besonderes Potenzial. Im Gegensatz zum biografischen Erzählen vermute ich beim biografischen Zeichnen zudem Neuland für meine Probandin, so dass sich hierin gleichzeitig die Chance bietet, authentische, nicht durch Dritte theoretisch überformte Erinnerungen wachzurufen.

Auf meine Bitte, mir aufzuzeichnen, wie sie in der Psychiatrie gelebt habe, damit ich mir ein besseres Bild davon machen könne, reagiert Patricia zunächst ablehnend: Das könne sie nicht, das sei zu schwierig. Kompetenzängste sind ein bekanntes Hemmnis beim Erhebungsverfahren (vgl. Lutz/Behnken/Zinnecker 2003, S. 420), das daher nicht als behinderungstypisch angesehen werden kann. Frau Selbach und ich lösten dieses, indem wir uns darauf verständigten, dass ich ihren Anweisungen folgend die Zeichnung anfertigen würde. Nachdem auf diese Weise eine Zeichnung ihres Umfelds in der Psychiatrie entstanden war, erfolgte auf Initiative von Frau Selbach eine Skizze der geschlossenen Abteilung der Psychiatrie, auf der sie zeitweise gelebt hat. Während ich bei dieser Zeichnung nur die ersten, nachträglich gestrichelten Linien setzte (vgl. Abb. 2), wollte Patricia Selbach die Zeichnung nun doch selbständig anfertigen. Einzelne Elemente der Skizze wurden anschließend auf ihren eigenen Wunsch hin von ihr beschriftet. Die daraus gewonnenen Daten lassen eindrucksvolle, lupenhafte Einblicke in spezifische Lebensausschnitte der Biografin entstehen und bieten wichtige Hintergrundinformationen für die gesamtbiografische Ausdeutung. Anhand der Zeichnung und der dazugehörigen Begleiterzählung wird überaus deutlich, was ihr aus jener Zeit in Erinnerung geblieben ist: Es finden sich vor allem Motive von Enge und Begrenzung und von fremder Kontrolle und Regulation wie beispielsweise die durch mehrere Zeichenstriche verschlossene Tür der geschlossenen Abteilung, die Gummizelle und die dicht aneinander gedrängt stehenden Betten im Schlafraum. Sie werden kontrastiert durch die Toiletten, die von innen abschließbar sind und ein Mindestmaß an Intimität erlauben sowie durch die Fenster, die zwar verschlossen sind, aber den Blick nach draußen freigeben (vgl. Abb. 2).

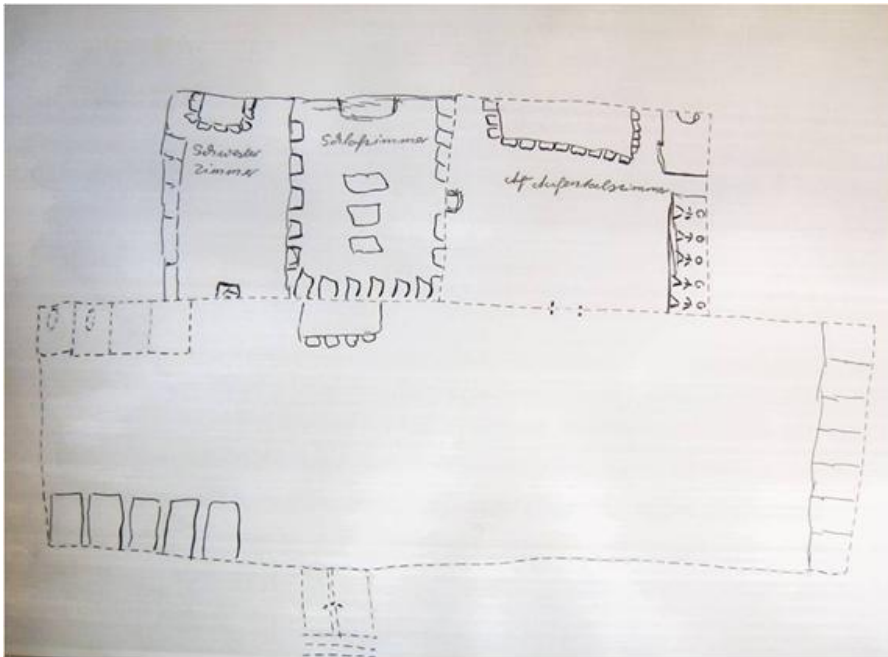


Abb. 2: Narrativer Wohnungsgrundriss Patricia Selbach

Während des Zeichnens expliziert Frau Selbach zudem Eigentheorien, die zeigen, dass sie biografische Erklärungsmuster Außenstehender nicht unbearbeitet übernommen hat. Vielmehr wählt sie Informationen, die sie über ihre biografischen Zusammenhänge erhält, aus, verarbeitet diese individuell und bindet sie in ihr Verständnis von sich selbst ein. Dies wurde insbesondere durch eine eigentheoretische Passage deutlich, die sie auf meine Nachfrage nach ihrem Vater expliziert. Er hat sich das Leben genommen noch bevor sie geboren ist, so dass sie die spärlichen Informationen, die sie über ihn besitzt, lediglich aus dritter Hand erhalten hat. Aus diesem Wissen konstruiert sie jedoch einen biografischen Zusammenhang und berichtet: „[...] ich weiß nur, dass er ein hoher Offizier war. //mh// (.) und vielleicht hab ich das n bisschen geerbt, die Ordnung zu haben. [...] Dass meine Sachen immer akkurat liegen.“

Hingewiesen sei darauf, dass meiner Erfahrung nach auch bei narrativen Stegreifzeichnungen die Gefahr der emotionalen Überforderung besteht und Befragte keinesfalls dazu gedrängt werden sollten, Lebensorte bzw. Nahräume zu zeichnen, die sie mit schweren oder gar traumatischen Erfahrungen verbinden. Eine solche Grenze im Interview mit Patricia Selbach war erreicht, als ich sie bat, ihr ehemaliges Kinderzimmer in der Wohnung der Mutter darzustellen und sie zwar zögerlich beginnt zu zeichnen, aber eine deutliche Abwehr beobachtbar wird. Es erfordert demnach ausreichende Sensibilität, nur Inhalte anzusprechen, die für die Befragten im Rahmen ihrer aktuellen psychischen Zustands tragbar sind.

Das Nachtreffen

Ein weiteres Treffen fand in der Intention einer gemeinsamen Nachbereitung und einer persönlichen Rückmeldung statt. So bestand Raum für im Hinblick auf die Interviewsituation offen gebliebene Fragen von Patricia, für eine Erläuterung des Stands meiner Forschung sowie für anderweitigen, ungezwungenen Austausch.

6 Zusammenfassung/Fazit

Die methodische Umsetzung hat gezeigt, dass autobiografisch narrative Befragungen von Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung durchaus für eine Auswertung ertragreich sein können. Dies gilt sowohl für die generierte Kernerzählung als auch für die ergänzenden bzw. modifizierten Nachfrageerhebungen. Letztere evozierten weiteren Interviewtext und unterstützten insbesondere Detaillierungen der z. T. fragmentarischen Kernerzählung, wofür der gesenkte Abstraktionsgrad bzw. die visuelle Konkretisierung als zuträglich gewertet werden müssen. Jene Erzählfhilfen sollten jedoch nicht nur als Verbalisierungshilfe für die Befragten gesehen werden, sondern vorrangig als Hilfe für die Forschenden und ihre Intention, Texte zu erhalten, zu denen sie einen interpretativen Zugang finden können, d. h., an die sie mit den ihnen bekannten Ausdeutungsstrategien anknüpfen können.

Abschließend muss darauf hingewiesen werden, dass es sich bei meiner Interviewpartnerin um eine Frau mit einer leichten Beeinträchtigung gehandelt hat und es weiterer Forschung bedarf, um (auto-)biografische Befragungen bei Menschen mit schwereren Behinderungen zu erproben. Hierfür empfiehlt es sich meinen Ergebnissen zufolge, die Erhebung speziell auf die einzelnen Personen, die befragt werden sollen, zu konzeptionieren, so dass ihre besondere Lebenssituation, aber auch ihre jeweiligen Stärken und Interessen berücksichtigt und für die Befragung fruchtbar gemacht werden können.

Literatur

- Alheit, Peter (2003): „Biographizität“ als Schlüsselqualifikation. Plädoyer für transitorische Bildungsprozesse. In: QUEM-report, 11. Jg., Heft 78, S. 7-22.
- Behnken, Imke / Leppin, Elke / Lutz, Manuela / Pasquale, Judith / Wojtkowiak, Annette / Zinn-ecker, Jürgen (1991): Projekt Kindheit im Siegerland. Fallstudien zur Modernisierung von Kindheit in einer Region. Methoden Manuale. Broschüre Nr. 2. Siegen: Universität Ge-samthochschule Siegen.
- Buchner, Tobias (2008): Das qualitative Interview mit Menschen mit so genannter geistiger Behinderung. Ethische, methodologische und praktische Aspekte. In: Biewer, Gottfried / Luciak, Mikael / Schwinge, Mirella (Hrsg.): Begegnung und Differenz: Menschen – Länder – Kulturen. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 516-528.
- Budd, Edward / Sigelman, Carol / Sigelman, Lee (1981): Exploring the outer limits of response bias. In: Sociological Focus: Quarterly Journal of the North Central Sociological Association, 14. Jg., Heft 4, S. 297-307.
- Conroy, James / Bradley, Valerie (1985): The Pennhurst Longitudinal Study: A report of five years of research and analyses. US Department of Health and Human Services. <http://aspe.hhs.gov/daltcp/reports/5yrpenn.pdf> (Stand: 26.01.2012).
- Dworschak, Wolfgang (2004): Lebensqualität von Menschen mit geistiger Behinderung. Theoretische Analyse, empirische Erfassung und grundlegende Aspekte qualitativer Netzwerkanalyse. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Engelmeyer, Lisa (2005): Das eigene Leben in die Hand nehmen. Mitglieder der People-First-Bewegung erzählen über Selbstbestimmung von „behinderten“ Menschen. Kassel: Kassel university press.
- Fischer, Simone (2003) : Selbstverwirklichungsprozesse erwachsener Menschen mit geistiger Behinderung über bildende Kunst? Der Versuch, über ein Beobachtungsinstrumentarium die Praxis zu erschließen. Marburg: Tectum.
- Fornfeld, Barbara (2005): Erziehungswissenschaft in Bewegung. Auf dem Weg zu mehr Empowerment für Menschen mit geistiger Behinderung. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe (Hrsg.): Menschen in Bewegung. Erziehungswissenschaft, Behindertenpädagogik und Psychomotorik im Austausch über Empowerment. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, S. 15-22.
- Friske, Andrea (1995): Als Frau geistig behindert sein: Ansätze zu frauenorientiertem pädagogischen Handeln. München / Basel: Reinhardt.
- Fuhs, Burkhard (2000): Qualitative Interviews mit Kindern. Überlegungen zu einer schwierigen Methode. In: Heinzl, Friederike (Hrsg.): Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive. Weinheim / München: Juventa, S. 87-103.
- Giese, Thorsten / Hofmann, Christine / Overbeck, Annegret (2002): Subjektive Theorien von Menschen mit geistiger Behinderung. Narrationen und Selbstbeschreibungen als Zugang zu Wirklichkeitskonstruktionen von Menschen mit geistiger Behinderung. In: Zeitschrift für Heilpädagogik, 53. Jg., Heft 5, S. 183-193.

- Haeberlin, Urs (1996): Selbständigkeit und Selbstbestimmung für alle – pädagogische Vision und gesellschaftliche Realität. In: Zeitschrift für Heilpädagogik, 47. Jg., Heft 12, S. 486-492.
- Haeberlin, Urs (1996): Selbständigkeit und Selbstbestimmung für alle – pädagogische Vision und gesellschaftliche Realität. In: Zeitschrift für Heilpädagogik, 47. Jg., Heft 12, S. 486-492.
- Hagen, Jutta (2001): Ansprüche von und an Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung in Tagesstätten. Marburg: Lebenshilfe-Verlag.
- Hagen, Jutta (2002): Zur Befragung von Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung. In: Geistige Behinderung, 41. Jg., Heft 4, S. 293-306.
- Hanses, Andreas / Alheit, Peter (Hrsg.) (2004): Biographie und Soziale Arbeit. Institutionelle und biographische Konstruktionen von Wirklichkeit. Baltmannsweiler: Schneider.
- Heinzel, Friederike (2003): Qualitative Interviews mit Kindern. In: Frieberthäuser, Barbara / Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim / München: Juventa Verlag, S. 396-413.
- Horst, Ines (2006): Die Bewertung der Lebensqualität im Bereich Wohnen aus der Sicht von Menschen mit geistiger Behinderung. In: Heilpädagogik online. 5. Jg., Heft 1, S. 21-57. http://www.heilpaedagogik-online.com/2006/heilpaedagogik_online_0106 (Stand: 26.01.2012)
- Janz, Frauke / Terfloth, Karin (Hrsg.) (2009): Empirische Forschung im Kontext geistiger Behinderung. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Kallmeyer, Werner / Schütze, Fritz (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, Dirk (Hrsg.): Gesprächsanalysen. Hamburg: Buske, S. 159-274.
- Kallmeyer, Werner / Schütze, Fritz (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, Dirk (Hrsg.): Gesprächsanalysen. Hamburg: Buske, S. 159-274.
- Klauß, Theo (2000): Lebensgeschichte von Menschen mit geistiger Behinderung im Beziehungsgeflecht von Familie und Heim. Vortrag Schwarzbach 23.03.2000. http://www.ph-heidelberg.de/fileadmin/user_upload/wp/klauss/lebensgeschichte.pdf (Stand: 26.01.2012).
- Klauß, Theo (2003): Selbstbestimmung als Leitidee der Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung. In: Fischer, Erhard (Hrsg.): Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung. Sichtweisen – Theorien – aktuelle Herausforderungen. Oberhausen: ATHENA, S. 74-90.
- Krüger, Heinz-Hermann / Ecarius, Jutta / Grunert, Cathleen / Michelmann, Dirk (1994): Kinderbiographien: Verselbständigungsschritte und Lebensentwürfe. In: Du Bois-Reymond, Manuela / Büchner, Peter / Krüger, Heinz-Hermann / Ecarius, Jutta / Fuhs, Burkhard: Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich. Opladen: Leske + Budrich, S. 221-272.
- Laga, Gerd (1982): Methodologische und methodische Probleme bei der Befragung geistig Behinderter. In: Heinze, Rolf / Runde, Peter (Hrsg.): Lebensbedingungen Behinderter im Sozialstaat. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 223-239.
- Langner, Anke (2009): Behindertwerden in der Identitätsarbeit. Jugendliche mit geistiger Behinderung – Fallrekonstruktionen. Wiesbaden: VS.

- Lindmeier, Christian (2004): Biografiearbeit mit geistig behinderten Menschen. Ein Praxisbuch für Einzel- und Gruppenarbeit, Weinheim / München: Juventa.
- Lucius-Hoene, Gabriele / Depperman, Arnulf (2005): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen: Leske + Budrich.
- Lutz, Manuela / Behnken, Imbke / Zinnecker, Jürgen (1997): Narrative Landkarten. Ein Verfahren zur Rekonstruktion aktueller und biografisch erinnelter Lebensräume. In: Friebertshäuser, Barbara / Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim / München: Juventa, S. 414-435.
- Müller, Klaus (2001): Probleme der Sinnkonstituierung in Gesprächen. In: Brinker, Klaus (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik: ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Bd. 2. Berlin: de Gruyter, S. 1196-1212.
- Perry, Jonathan (2004): Interviewing people with intellectual disabilities. In: Emerson, Eric / Hatton Chris / Thompson, Travis / Parmenter, Trevor (Hrsg.): The international handbook of applied research in intellectual disabilities. Chichester: Wiley, S. 115-131.
- Pixa-Kettner, Ursula (2006): Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder. Heidelberg: Winter
- Pixa-Kettner, Ursula / Bargfrede, Stefanie / Blanken, Ingrid (1996): „Dann waren sie sauer auf mich, daß ich das Kind haben wollte...“. Eine Untersuchung zur Lebenssituation geistig behinderter Menschen mit Kindern in der BRD. Baden-Baden: Nomos.
- Rock, Kerstin (1996): Selbstbestimmung als Herausforderung an die Professionellen. In: Geistige Behinderung, 35 Jg., Heft 3, S. 223-231.
- Ryan, Tony / Walker, Roger (2004): Wo gehöre ich hin? Biografiearbeit mit Kindern und Jugendlichen. 3. Aufl., Weinheim / München: Juventa.
- Schäfers, Markus (2008): Lebensqualität aus Nutzersicht. Wie Menschen mit geistiger Behinderung ihre Lebensqualität beurteilen. Wiesbaden: VS.
- Schuppener, Saskia (2005): Selbstkonzept und Kreativität von Menschen mit geistiger Behinderung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, Martin / Robert, Günther (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: Metzler, S. 78-117.
- Sigelman, Carol / Budd, Edward / Spanhel, Cynthia / Schoenrock, Carol (1981): When in doubt, say yes: Acquiescence in interviews with mentally retarded persons. In: Mental retardation, 19. Jg., Heft 2, S. 53-58.
- Sigelman, Carol / Budd, Edward / Winer, Jane / Schoenrock, Carol / Martin, Paulette (1982): Evaluating alternative techniques of questioning mentally retarded persons. In: American journal of mental deficiency, 86. Jg., Heft 5, S. 511-518.
- Sigelman, Carol / Winer, Jane / Schoenrock, Carol (1982): The responsiveness of mentally retarded persons to questions. In: Education and training of the mentally retarded, 17. Jg., S. 120-124.

Wagener-Willi, Monika (2002): Verlaufskurve „Behinderung“. Gruppendiskussionen mit Beschäftigten einer „Werkstatt für Behinderte“. Berlin: Logos.

Waldschmidt, Anne (2005): Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? In: Psychologie und Gesellschaftskritik, 29. Jg., Heft 1, S. 9-31.

Wenckel, Simone: Die sozialen Beziehungen alter geistig behinderter Menschen im Heim. Eine qualitative Studie unter soziologischen Gesichtspunkten. Saarbrücken: VDM Verl. Dr. Müller 2008